

Bilder der eigenen Zerstörung

«Babo» zeigt auf erschütternde Weise den Mann hinter dem deutschen Rap-Star Haftbefehl



Haftbefehl war immer der Verwundete, der sich grossmachte, um die Verletzungen zu kaschieren.

NETFLIX

RAHEL ZINGG

Der Rapper Haftbefehl liegt auf der Couch. Jeder Atemzug klingt, als käme er aus einer Tiefe, in der längst kein Sauerstoff mehr ist – ein scheuerndes, schmerzhaftes Geräusch. Dann stemmt er sich auf, schleppt sich zu einem Bild: «Das ist mein Sohn Noah. Das ist mein Baby Aliyah». Er zeigt auf sich selbst, Aykut Anhan: «Das ist der Dreck.»

Eindringlich fächert die Dokumentation «Babo» (Produktion: Elyas M'Barek, Regie: Juan Moreno, Sinan Sevinc) auf, wie die Sucht Zeit, Geld und Beziehungen verbraucht. Sie zeigt einen der grössten deutschen Rapper der Gegenwart.

Waten durch nassen Beton

Der Regisseur und Journalist Juan Moreno erläutert in einem Text für den «Spiegel», warum sie gefilmt und schliesslich alles gezeigt haben. Er schreibt von einem verstörenden ersten Treffen, bei dem Anhan klar unter Drogeneinfluss gestanden habe, davon, dass

er den Rapper während der Dreharbeiten regelmässig gefragt habe: «Willst du wirklich, dass ich das zeige?», dass die Antwort immer «Ja» gewesen sei.

Haftbefehls Energie fliesst mal in Musik, mal in Selbstvernichtung und bisweilen in die Forderung, man solle mit der Kamera weiter draufhalten – selbst in Momenten des Zusammenbruchs. Das ist Judith Butlers Ethik der Verwundbarkeit in Reinform: das Bedürfnis, sich selbst als verletzlichen Menschen zu zeigen, um nach dem Verlust jeglicher Kontrolle wenigstens als solcher zu existieren. Er will bestimmen, wie sein Kontrollverlust aussieht und weitererzählt wird.

Der Film montiert anfangs Lobreden und Legenden über den Künstler. Jan Delay ordnet ihn als eigenes Genre ein, Kool Savas spricht vom vielleicht einzigen wirklichen deutschen Rap-Star. Skandale, wie der wiederkehrende Antisemitismus in manchen seiner Liedtexte (Rothschild-Verschörungstheorie) oder seine Fahrerflucht Anfang 2024, bei der ein Mann verletzt wurde, werden in der Dokumentation ausgeklammert.

Als Haftbefehl Ende der nuller Jahre auf die Bildfläche trat, verschob er zusammen mit dem Produzenten Bazzazian den Sound hiesigen Rap-Sprechs. Spätestens nach seinem dritten Album, «Blockplatin» (2013), drang seine Diktion in Milieus, die mit Anhans Umgebung zuvor wenig Berührung hatten. Diese rollenden Mischdialekte – Deutsch, Türkisch, Kurdisch, Arabisch – funktionieren weniger über Grammatik als über Klangentscheidungen. Er reimt «AMG» auf «Hauptschulabschluss», «Offenbach» auf «knallt» und bricht damit klassische Reimstrukturen – so, dass es trotzdem fliesst.

Haftbefehl selbst war immer der Verwundete, der sich grossmachte, um die Verletzungen zu kaschieren. Vor viele seiner Strophen stellt er ein nasal hingeequältes «Aaahh». Man wadet in dieser Welt wie durch nassen Beton, drückt er damit aus. Aber auch ein Naserümpfen, als sei das Gegenüber etwas Übelriechendes.

Schnell geht der Film dorthin, wo es weh tut: nach Offenbach, Mathildenviertel, Mainpark, 7. Stock. Haftbefehl kehrt immer an diesen Ort seiner Kindheit zu-

rück, wenn er Musik macht. Hier wird er 1985 geboren, als Sohn kurdisch-türkischer Einwanderer. Der Vater, ein Wettbürobetreiber, war spielsüchtig, autoritär, gewalttätig. Ende der neunziger Jahre beging er Suizid – nachdem der Sohn beim ersten Versuch noch hatte eingreifen können. Das ist die Urgeschichte von Haftbefehls Werk, die in nahezu jedem Song wiederkehrt. «Pupillen offen / Kiefer geschlossen / Wach seit '99, gefühlt seit tausend Wochen» («Offen / Geschlossen», 2021). Mit 13 Jahren nahm er das erste Mal Kokain und verkaufte es auch.

Man erfährt in der Dokumentation, dass sich Anhan während der Dreharbeiten mit einer Überdosis umzubringen versuchte. Er schläft ein, wacht auf der Intensivstation auf, reisst die Kabel vom Arm – und macht weiter. Anders will er nicht, helfen darf keiner.

In «Babo» hört man ihn an guten Tagen präzise und konzentriert sprechen – ein Zustand, der auch auf der Bühne nie garantiert war, wenn er überhaupt auftauchte. Das System um ihn herum hat seine Unberechenbarkeit längst eingepreist: Anekdoten über verspätete Auftritte, riskante Termine, Manager, die mit grossen Zahlen hantieren und gleichzeitig hoffen, dass der Abend überhaupt stattfindet. Seine Frau Nina sagt einmal, dass sie Aykut liebe, Haftbefehl nicht.

Erlösung in Istanbul

Es ist auch für den Zuschauer eine Atempause, als sein Bruder den Rapper in eine Klinik in Istanbul bringt. Als er ein Jahr nach Drehbeginn wieder vor der Linse sitzt, ist alles schwerer geworden. Der Körper, seine Wangen. Das Gesicht wirkt aufgedunsen, der Blick verwaschen. Es gehe ihm gut, «Brudi». Er sei in Therapie gewesen. Anhan sitzt in einem dunklen Sessel. Sein Atem füllt die Stille. Erst lacht der Rapper über die Frage nach seinem Befinden, wird dann ernst. Er sei fast gestorben.

«Babo» inszeniert nicht nur einen Star, sondern auch die Zumutung, ihm so nahe zu kommen, dass man sich fragt, ob man diese Nähe überhaupt ertragen kann. Eine unantastbare, lebende Legende wolle Anhan nicht sein, sagt er, vielmehr wolle er, dass man seine abgründige Geschichte genau so kenne, wie sie sich zugetragen habe, solange er sie noch erzählen könne. Vielleicht ist das die leise Pointe dieses Films: dass er, nachdem das alles gesagt und gezeigt worden ist, einfach noch da ist.

Auf Netflix.

In Klütz herrscht weiter Aufruhr

Nach der Ausladung von Michel Friedman bleibt vieles unklar

PAUL JANDL

Am Ende bleibt nur ein Scherbenhaufen, aber er ist vielleicht typisch für das, was in Deutschland gerade zerfällt: der gesellschaftliche Konsens. Und die Bereitschaft, über unterschiedliche Meinungen zu streiten. Im September wurde bekannt, dass der jüdische Publizist Michel Friedman erst zu einer Lesung in die mecklenburgische Kleinstadt Klütz eingeladen wurde, um gleich wieder eine Absage zu bekommen.

Bei der Begründung gingen die Angaben weit auseinander. Mal wurden die Kosten für die Veranstaltung genannt, dann wieder hiess es, bei Friedman könnte es Proteste rechtsextremer Gruppen oder linker Hamas-Sympathisanten geben. Für Sicherheit könne nicht ausreichend gesorgt werden.

PEN Berlin wirbt für Toleranz

Oliver Hintz, der Leiter des Uwe-Johnson-Literaturhauses in Klütz, Friedmans Gastgeber, trug die Sache in die Öffentlichkeit, und dort wurde sie zu etwas ziemlich Grosse. Der Verdacht des Antisemitismus stand genauso im Raum wie die Vermutung, der Ort sei viel zu kleinbürgerlich, als dass dort Debatten geführt werden könnten. Michel Friedman hätte nächstes Jahr im Rahmen einer Hannah-Arendt-Woche in Klütz auftreten sollen.

Seit September hat der echte oder vermeintliche Skandal von Klütz beachtliche Fliehkräfte entwickelt. Der PEN Berlin ist mit einer ganzen Delegation nach Mecklenburg gereist, um auf dem Stadtplatz für Toleranz zu werben. Das Motto war: «Gewalt beginnt, wo das Reden aufhört.» Michel Friedman war dabei und fand, er passe gut an diesen Ort.

Oliver Hintz schürte wohl weiter die Gerüchte, dass es im kleinen Städtchen antisemitisch zugehe. Die Folge war ein lokales Erdbeben. Der ehrenamtliche Bürgermeister Jürgen Mevius trat zurück, angefragte Teilnehmer der Hannah-Arendt-Veranstaltungen distanzieren sich und sagten ab. Wie eine fast unausweichliche Entwicklung wirkt es, dass diese Woche auch der Literaturhaus-Chef per Gemeindebeschluss seinen Job losgeworden ist. Gegen Hintz, der zuvor Kriminalbeamter war, wurden Vorwürfe laut, Dissens zu säen. Ausserdem wurde noch ein bisschen Schmutzwäsche aus seiner Vergangenheit ans Licht der Öffentlichkeit gezerrt. Er habe als Dozent in der Polizeiausbildung Arbeiten anderer als seine eigenen ausgegeben.

Was das mit dem Fall Friedman zu tun hat? Wenig. Diese Episode schon eher: Die gelben Banner am Literaturhaus las Hintz in Analogie zum gelben Judenstern als antisemitisches Zeichen und lehnte sie darum ab. In Wahrheit ist Gelb die Farbe des Stadtwappens von Klütz.

Ist ein Star ein Luxus?

Zwei Menschen, die ihren Job verlieren oder aufgeben, eine Veranstaltungsreihe, die nicht stattfinden wird, und ein Imageschaden, der viel grösser ist als die Gemeinde, die ihn jetzt zu tragen hat: War es das wert? Sehr definitiv nein, sagt der Schriftstellerverband PEN Berlin, der in letzter Zeit oft als Feuerwehr der Meinungsfreiheit ausrückt und quer durch alle Lager vor Hysterie warnt. Man hätte den Rapper Chefket nach Antisemitismus-Vorwürfen nicht aus einer Berliner Veranstaltung Jan Böhmermanns ausladen sollen und die rechte Buchhändlerin und Verlegerin Susanne Dagen nicht beim Philosphie-Festival in Rheinland-Pfalz.

Die Serie ist lang und der Fall Friedman vielleicht einer der schillerndsten. Rund um seinen Abgang hat der Klützer Bürgermeister noch einmal seine Sicht der Lage erklärt. Eine kleine Stadt, die sich trotz hoher Verschuldung für 100 000 Euro jährlich ein Literaturhaus leiste, sei auch nicht nichts. Das Engagement eines Stars wie Friedman müsse den Bürgern indessen als Luxus erscheinen. Auch damit ist das Rätsel von Klütz noch nicht geklärt.

Das gefährlichste Buch der Schweiz

Es war rot, kostete nichts und erregte den Argwohn des Staatsschutzes. Ein Gratisbuch machte 1971 Furore

ROMAN BUCHELI

Die Idee klingt harmlos. Zwei junge Zürcher rufen Ende der 1960er Jahre mit einem Plakat dazu auf, man möge ihnen literarische Texte schicken. Eine Auswahl werde sodann in einem Gratisbuch herausgegeben. Der Aufruf ist ein Fiasko. Aus über dreihundert Einsendungen sind gerade einmal sieben Texte brauchbar. Also gehen die beiden den umgekehrten Weg. Sie schreiben Schriftsteller direkt an: von Peter Bichsel über Erika Burkart und Max Frisch bis Friedrich Dürrenmatt. Fünfzig Briefe werden verschickt, fünfzig Zusagen treffen ein.

Der Germanistik- und Kunststudent Theo Ruff hatte eine kleine Erbschaft gemacht und wollte das Geld sinnvoll ausgeben. So kam er auf die Idee, ein Gratisbuch herauszugeben. Der Schriftsteller Peter K. Wehrli stand ihm zur Seite, und zusammen stemmten sie das Projekt, das anspruchsvoller war, als sie sich vorgestellt hatten, denn das Buch erschien in einer Auflage von 40 000 Exemplaren.

Am 20. November 1971 luden sie zur ersten offiziellen Verteilaktion am Zürcher Helvetiaplatz ein. Vor Ort war auch

das Schweizer Fernsehen und filmte die bald skeptischen, bald verunsicherten Gesichter der Passanten, denen ein Buch mit Texten von Schweizer Schriftstellern umsonst angeboten wurde. Wenn etwas gratis war, musste es Argwohn erwecken. «Steht da Religiöses drin?», fragte eine Frau misstrauisch. Das Buch machte sich nicht nur deshalb verdächtig, weil es gratis war. Es war auch noch rot, auf seinem Umschlag stand in anarchistischer Kleinschreibung: «dieses buch ist gratis.», und schliesslich war das «t» in «gratis» als Armbrust gestaltet. War das nur Hohn oder schon Landesverrat?

Ein Schreiner hat einen Verdacht

Am Mittwochabend hat Peter K. Wehrli im Zürcher Antiquariat Peter Bichsel Fine Books die Geschichte dieses legendären Gratisbuchs erzählt und sie mit zahlreichen Anekdoten ausgeschmückt. Die beiden jungen Initianten hatten nicht nur eine genial einfache Idee, sie waren offensichtlich ebenso geschickt in der Vermarktung ihres ungewöhnlichen Produktes.

Bereits am Morgen der ersten Verteilaktion konnten sie als Studiogäste im

Schweizer Radio für ihre Aktion Werbung machen. Allerdings berichteten sie den Zuhörern, dass die Verteilung gefährdet sei, noch ehe sie begonnen habe. Denn ein Schreiner, der eine Bühne hätte aufbauen sollen, witterte, dass hinter dem roten Buch Moskau stehe, und zog sich zurück. Noch während die Sendung gelaufen sei, so erzählte Wehrli, habe ein Transportunternehmer ins Studio angerufen und angeboten, auf der Stelle einen Lastwagen zum Helvetiaplatz loszuschicken, wo er als Schaubühne dienen sollte. 5000 Exemplare seien an jenem Tag verteilt worden, und auf dem Lastwagen spielte eine Musikband.

Das Ereignis schaffte es bis in die internationale Presse, wie Dominik Landwehr in seinem Buch «27 merkwürdige Geschichten aus der Schweiz» schreibt: Der «San Francisco Chronicle» titelte bereits am 25. November 1971: «A Swiss Book Named «Gratis»». Die «International Herald Tribune» brauchte etwas länger, um darüber zu berichten, dafür war die Punchline besser: «No money can buy this Swiss book.»

Sie hätten das Buch natürlich auch einfach in Briefkästen stecken können, sagt

Wehrli heute. Doch es sei ihnen auch um Aufmerksamkeit gegangen. Sie strebten ganz bewusst und auch etwas treuherzig eine Literarisierung der breiten Öffentlichkeit an. Und sie hatten es sich zur volkspädagogischen Aufgabe gemacht, auch sehr abgelegene Orte aufzusuchen.

Dürrenmatt kneift

Ein Schriftsteller habe sich indessen nicht an seine Zusage gehalten, darum seien in dem Buch nur 49 Texte abgedruckt. Dürrenmatt habe einfach nicht geliefert. Doch weil für ihn im Buch bis zuletzt eine Doppelseite freigehalten worden war, blieben die beiden Seiten auch im fertigen Buch leer. Sie erregten ebenso Aufmerksamkeit wie die besten Texte.

So viel Rot, so viel subversive Kleinschreibung, die geheimnisvollen leeren Seiten: Da runzelten auch die Staatschützer ihre Stirnen. Erst dreissig Jahre später erfuhren Wehrli und Ruff, dass man sie für gefährlich gehalten und darum observiert hatte: Die Texte zeugten «von revolutionärer Grundhaltung», hatten die Beamten an die Zentrale gemeldet.